

Sehr geehrter Herr Professor Drost,
Sehr geehrte Frau Ministerin, liebe Frau Bauer,
Sehr geehrtes Publikum,

„Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“,
mit diesem bemerkenswerten Satz bäumt sich Schillers
Wallenstein noch einmal auf. Mit wenigen Verbündeten steht er
allein gegen die kaiserlichen Truppen. Er, der sich auch
„Kriegsgott“ nennt, beherrscht die Heere, den Kampf der Körper
durch seine Seelenkräfte. So meint er jedenfalls – bis er von
Schergen gemeuchelt wird.

Schiller, der Medizin studiert hatte, wusste, was er schrieb, als
er Wallenstein den Satz vom Geist in den Mund legte.
Zwischen Geist und Körper gibt es aus Schillers Sicht keine
einlinige Beziehung. Die Verhältnisse sind komplexer.

Im Rahmen des Medizinstudium bot die Stuttgarter Karlsschule
ihrem Zögling Schiller denn auch ein doppeltes und
inspirierendes Curriculum: Ein Teil des Unterrichts war – in der
Tradition von Hermann Boerhaave – den biomechanischen und
empirischen Grundlagen der Medizin gewidmet. Ein zweiter Teil
richtete sich auf rationale Psychologie, Moral- und Affektlehre,
Logik und die ‚schönen Wissenschaften‘.

Der junge Schiller seziierte einen verstorbenen Kommilitonen und
beschrieb das Phänomen des „Zottenherzens“ (Perikarditis

fibrinosa); er betreute einen kranken Jurastudenten, der an einem bösartigen Fieber starb und einen anderen, dessen Erkrankung aus Schillers Sicht psychische Ursachen hatte. Dem Erkrankten verschrieb er damals auch ein Brechmittel.

In seinen insgesamt drei Dissertationen befasst sich Schiller vornehmlich mit medizinisch-philosophischen Themen: der „Philosophie der Physiologie“, entzündlichen und fauligen Fiebern sowie dem „Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“.

Vor allem die letztgenannte Schrift, die dritte Dissertation, mit der Schiller sein Studium abschloss, bildet den basso continuo auch seines schriftstellerischen Werkes: Es geht um das Verhältnis von Körper und Geist – vor allem dort, wo dieses Verhältnis (wie bei Walleinstein) in eine Schiefelage geraten ist. Das Thema ist nicht neu, sondern vielmehr eine der großen Fragen des 18. Jahrhunderts. Schiller bearbeitet es auf der Grundlage von Lehrbuchlektüre und mit Hilfe von Beispielen aus der Literatur, auch der eigenen.

In seiner medizinischen Dissertation treten Karl und Franz Moor aus den „Räubern“ als Patienten auf. Bei Karl Moor lebt „die tierische Natur auf Unkosten der geistigen“; er ist so vital und affektgeleitet, dass der Intellekt zu kurz kommt. Bei Franz verhält es sich umgekehrt: Hier dominiert der Intellekt das Gefühl und damit den Körper. Beide scheitern an jenem Ideal, das Schiller später, in seinen „Briefen über ästhetische

Erziehung des Menschen“ herausarbeitet: der Vorstellung vom „ganzen Menschen“, der Geist und Körper versöhnt.

Um 1800 waren die Disziplinen bei weitem nicht so ausdifferenziert wie heute. Heute treffen fachübergreifende Äußerungen auf andere Voraussetzungen. Universelle Ausrichtung des Denkens ist im Zeitalter hochspezialisierter Wissenschaft nicht mehr möglich, gleichwohl genügt eine Wissenschaft allein oft nicht: In den großen gesellschaftlichen Debatten etwa bedarf es des Dialogs über alle fachlichen Grenzen hinweg.

In den vergangenen Monaten wurden wir nicht nur Objekte der Pandemie, sondern auch Zeugen virologischer Erkenntnis. Gebannt lauschen wir einer Kurvendiskussion, wie sie sonst nur unter Spezialisten üblich ist. Die Maßnahmen, die mehr oder minder auf diesen Erkenntnissen basieren, erleben wir – mental, psychisch wie physisch: von Einschränkungen des öffentlichen Lebens bis hin zum Lockdown.

Unser heutiger Redner, der in einer langen Tradition von Autoren, Wissenschaftlern und Politikern im Amt des Schillerredners steht, spielt eine herausragende Rolle im pandemischen Geschehen: als Fachwissenschaftler, der das Virus entdeckte, erforscht, öffentlich über seine Erkenntnisse berichtet und dabei heftige Debatten auslöst. In seinen Podcasts, Interviews und Tweets erklärt er anschaulich und klar, wie es sich auf dem Stand seiner Kenntnisse jeweils

verhält und vor allem auch: was als gesichert gelten kann, was vage und was unwahrscheinlich ist. Auf diese Weise dürfen wir exemplarisch Wissenschaft bei der Arbeit beobachten: eine Wissenschaft, die streng wissenschaftlich ist – und deshalb dem Menschen dient. Mit Schiller gesprochen: dem „ganzen Menschen“.

Stünden wir jetzt beieinander, würde ich sagen: Herr Drost, Sie haben das Wort!